

# »Dass Currentzis schweigt, ist seine volle Verantwortung«

Die ukrainische Dirigentin **Oksana Lyniv** tritt heute, Sonntag, mit Kiews Symphonieorchester im Konzerthaus auf. Uns erzählte sie, warum sie darauf bestand, bei den Festwochen nicht mit Teodor Currentzis aufzutreten. Und wie sie sonst mit russischen Kollegen arbeitet.

VON ALMUTH SPIEGLER

Sonntagabend dirigieren Sie im Großen Konzerthausaal zwei zeitgenössische ukrainische Kompositionen über die Erinnerung an den Holocaust bzw. das Massaker von Babyn Jar. Wie kam es zu dieser Auswahl?

**Oksana Lyniv:** „Kaddish Requiem“ war die Auswahl der Wiener Festwochen. Dazu wollte ich unbedingt eine Weltpremiere ins Programm aufnehmen, die direkt die aktuellen Ereignisse widerspiegelt und die Berührungspunkte der ukrainischen und österreichischen Geschichte hervorhebt. Daher habe ich dem Komponisten Evgeni Orkin beauftragt, ein Stück basierend auf einem Gedicht von Paul Celan zu schreiben. Celan, einer der bedeutendsten Figuren der ukrainisch-österreichischen Geschichte aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, überlebte als einziges Mitglied einer großen Familie den Holocaust, litt unter Überlebensschuld und war gezwungen zu emigrieren, um dem Stalinismus zu entkommen. Diese Emotionen hallen heute tief in den Millionen wider, die gezwungen sind zu fliehen und nicht in der Lage sind, alles, was ihnen lieb ist, zu schützen.

Beide Stücke handeln dezidiert vom Holocaust. Ist das auch eine Botschaft in Richtung Konflikt Israel/Hamas? Nein, nicht explizit, das Programm wurde längst vor dem jetzigen Krieg in Israel festgelegt. Wenn, dann ist es eine Botschaft und Mahnung, dass sich jedweder Genozid, also der kollektive Mord an einem bestimmten Volk, egal welches, einfach nicht wiederholen darf.

## ZUR PERSON

**Oksana Lyniv**, 1978 in Brody geboren, wurde in Lemberg zur Dirigentin ausgebildet. Von 2013 bis 2017 ging sie als Assistentin von Kirill Petrenko an die Bayerische Staatsoper, wo sie auch dirigierte.

2017 bis 2020 war Lyniv Chefdirigentin der **Grazer Oper** und des Grazer Philharmonischen Orchesters.

2021 dirigierte sie als erste Frau bei den **Bayreuther Festspielen** die Festspielpremiere, den „Fliegenden Holländer“.

Seit 2022 ist sie Generalmusikdirektorin des **Teatro Comunale di Bologna** und damit die erste Frau, die in Italien ein Opernhaus leitet.

Es gibt von Stankovych auch das 1992 komponierte Requiem für die Opfer der von der Sowjetunion herbeigeführten Hungerkatastrophe Holodomor in der Ukraine, wäre das nicht auch ein Signal gewesen?

Das Festival hat ganz klar das „Kaddish-Requiem“ angefragt und ich habe diesen Vorschlag sofort akzeptiert. Ich möchte jedoch klarstellen, dass die Babyn-Jar-Tragödie nicht nur auf den Holocaust verweist. In den Jahren 1932 bis 1933 wurden dort die Opfer des Holodomor und ukrainische Patrioten begraben, und in den Jahren 1941 bis 1942, während der Nazibesatzung von Kiew, wurden dort auch Roma, Menschen mit Behinderungen und Intellektuelle hingerichtet, zum Beispiel wurde 1942 die ukrainische Schriftstellerin und Aktivistin Olena Teliha dort erschossen. Alle jüdischen Opfer von Babyn Jar, etwa 34.000 Menschen, waren Kiewer, deren Familien seit Jahrzehnten oder Jahrhunderten in der Stadt lebten – Verwandte, Lehrer, Freunde von jemandem. Es ist also eine Tragödie, die uns allen, allen Ukrainern, sehr nahe ist.

Sie haben 2016 Stankovychs Babyn-Jar-Konzert in Kiew mit den Hamburger Symphonikern gespielt, als „Trost für alle Leidenden“. Welche Erinnerungen haben Sie daran? Unser Konzert in der Kiewer Nationaloper wurde im Rahmen eines internationalen Projekts aufgeführt, initiiert von der Organisation Ukrainian Jewish Encounter. Bei diesem Projekt war es sehr wichtig, dass das Orchester aus

Deutschland kam und der Chor, die Nationalkapelle Dumka, der auch jetzt in Wien singt, aus Kiew war. Es war ein sehr berührender Moment einer symbolischen „Wiederversöhnung“.

Sie stehen seit Beginn des Angriffskriegs gegen die Ukraine bei Ihren Auftritten mit gelb-blauer Schärpe in den Nationalfarben vor dem Publikum, wie eine Art ukrainische „Marianne“, also nationale Kämpferin. Werden Sie am Sonntag wieder eine gelb-blaue Schärpe tragen? Man kann es kaum glauben, aber diese gelb-blaue Schärpe habe ich zum ersten Mal am Abend vor dem Angriff, bei einem Konzert des gerade sehr symbolischen Requiems von Dvořák im Konzerthaus Wien, getragen. Damals hat

man schon diese unglaubliche Spannung gespürt, der Krieg lag in der Luft, in allen Medien konnte man schon die Vorwarnungen lesen ... Jetzt trage ich die Schärpe ausschließlich bei den Konzerten mit dem Jugendorchester der Ukraine. Eher als Zeichen der Solidarität mit der jungen Generation, der ich dieses Projekt widme.

Milo Rau meinte, Sie – und Teodor Currentzis – wären durch den Krieg zu „zwangsläufigen Vertretern ihres jeweiligen Landes“ geworden. Wie „zwangsläufig“ ist das bei Ihnen? Stört Sie das manchmal auch? Meine Nationalität spielt für mich eine zweitrangige Rolle, das Wichtigste für mich ist, dass ich Musikerin bin. Zum Beispiel können Sie auch »



# Medeas Kinder: Die künstlichen Tränen brennen echt

Festwochen-Intendant **Milo Rau** hat sein Stück »Medea's Kinderen« von Gent nach Wien übersiedelt: Sechs Kinder im Alter von acht bis 13 Jahren spielen Szenen aus »Medea«, kontrastieren das antike Stück mit einem realen heutigen Kriminalfall und sprechen darüber: Vielschichtiges, berührendes Theater über Theater.

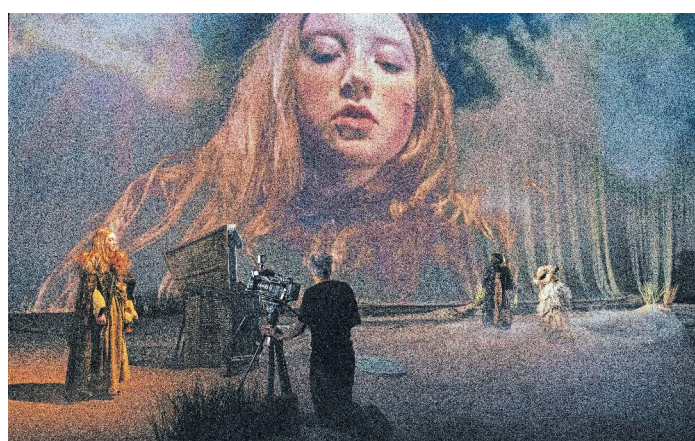
VON THOMAS KRAMAR

Hat jemand im Publikum noch Fragen? Die Aufführung beginnt vor dem Vorhang, mit einer Nachbesprechung mit den teilweise noch blutbefleckten kindlichen und jugendlichen Akteuren; kurz vor Ende des Abends folgt die blutige Tat: Eine Frau ermordet ihre fünf Kinder. Die sechs Kinder auf der Bühne spielen das ausführlich, im grausamen Detail nach. Sie würgen, röcheln, bluten, schreien. Die Szene ist schwer erträglich, obwohl man weiß: Es ist nur Kunstblut, es ist nur gespielt, man sieht die Microports an den Wangen.

Und man wusste ja, dass es kommen wird: Man kennt den Medea-Mythos; man hat von dem realen belgischen Kriminalfall erfahren, der in »Medea's Kinderen« damit vermengt wird. Und doch. Es ist ähnlich wie bei Castelluccis »Metope del Partenone« bei den Festwochen 2019, wo Akteure öffentlich für die Sterbeszene geschminkt wurden und dann das Sterben spielten: Gutes Theater funktioniert, auch wenn man seine Künstlichkeit sieht. Und auch wenn man weiß, wie es ausgeht. Dann sogar auf besondere Weise.

„Das ist die echte Tragödie: dass wir wissen, wie es enden wird“, sagt eines der Kinder. Es ist derselbe Bub, der zu Beginn gesagt hat: „Bei einem Buch fange ich bei der letzten Seite an. Ich mag keine Überraschungen.“ Man versteht ihn gut. Und ein Mädchen zieht bald ein Fazit: „Das Leben ist absurd, und nur die Liebe gibt einem Halt.“

**Beckett!** Es fallen viele solcher tiefen Sätze. Milo Rau, der das Stück mit den Kindern erarbeitet hat, sagt, dass sie sich diese selbst ausgedacht haben. Er habe sie nur festgehalten. Man glaubt ihm: Kinder sind klüger, reflektierter, als Erwachsene oft wahrhaben wollen. Ein Bub, vielleicht neun Jahre alt, den Pokémon Pikachu auf dem T-Shirt, spricht über Euripides, ein Mädchen über Beckett. Alle sprechen Sätze aus der antiken Tragödie, in tiefem Ernst. Und reflektieren die unfassbare und doch geschehene Tat. Das onkelhafte, gönnerische Lachen, mit dem Erwachsene gern auf ernsthafte („altkluge“) Kinder reagieren, verstummt bald im Publikum: Hier gilt's der Tragödie.



Der sezierten, verwirrten, kommentierten Tragödie natürlich: Milo Rau macht wie meist Theater über Theater, auf der Bühne kommentiert. Permanent gefilmt und projiziert sowieso. Auf dem Schirm sieht man den Strand von Ostende (wo sich das reale Drama zugetragen hat), laut einem der Kinder den traurigsten Strand, den man sich vorstellen

Nichts entkommt der Verfilmung, nichts der Reflexion: »Medea's Kinder«, nur mehr am 1. und 2. Juni im Jugendstiltheater am Steinhof. Michiel Devijver

kann. Rau selbst sieht man dort als Drachen, den die Kinder erstechen. Lustvoll, wie man halt einen Drachen im Spiel ersticht. Und doch sagt ein Mädchen, der Tod dieses Fabeltiers habe sie am meisten berührt.

**Tod.** Wie sie denn ihren eigenen Tod gespielt haben, fragt der Moderator, der die Kinder am Set und bei den Proben begleitet hat. Indem er an den eigenen Tod gedacht habe, sagt der junge Euripides-Kenner. Doch nach einer Szene, in der es geweint hat, klagt ein Kind: „Der Tränenstift brennt echt.“

So wird die Theaterillusion immer wieder aufgebaut und zerstört. Sie zerbricht und hält zugleich. Einmal steht das kleinste Mädchen am Bühnenrand und singt „Les yeux de ma mère“, ein Lied des belgischen Sängers Arno. Die Mutter habe etwas Gefährliches, heißt es darin, aber in ihren Augen sei immer ein Licht. Medea ist überall. Und in diesem Stück entkommt man der Rührung nicht.

Viel Jubel, natürlich besonders für die Kinder, im Jugendstiltheater.